Ausgabe 2|2021

acm journal

Zeitschrift für christliche Mediziner

BERUFUNG

_Vom Hören, Losgehen und auf dem Weg Bleiben

acm arbeitsgemeinschaft christlicher mediziner

Eine Fachgruppe der akademiker_smd

freepik.com © mike.shots

EDITORIAL

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Freunde und Mitglieder der ACM,

wenn wir an Berufung denken, denken wir meist an Berufung zum Dienst. Schließlich wurde Mose berufen, das Volk aus Ägypten heraus und ins gelobte Land zu bringen, Joseph dazu, das Volk Israel in der Hungersnot zu retten und Jona wurde dazu berufen, Ninive das Gericht Gottes zu predigen und zur Umkehr aufzurufen. Und so bieten Gemeinden Gabentests an, um Menschen zu helfen, ihre Fähigkeiten zu entdecken und dabei ihre Berufung zu finden. Häufig geht es auch darum, sie schnell in Teams zu integrieren und ihnen Aufgaben zuzuteilen.
Denn wir sind leistungsorientiert, zielstrebig, initiativ. Und das hat sehr viele gute Seiten.
Es heißt: Die Welt lebt von Menschen, die mehr tun als ihre Pflicht. Und das stimmt, denn ohne solche Menschen gäbe es viele wichtige, hilfreiche, Not wendende Projekte nicht.

Und doch frage ich mich manchmal, ob das der Wille Gottes ist, dass wir ständig FÜR Gott arbeiten, aber weniger Zeit MIT ihm verbringen.
Wenn wir die Bibel nur noch lesen und studieren, wenn wir die Andacht für den Hauskreis oder die nächste Predigt vorbereiten müssen, stimmt etwas ganz Grundlegendes nicht.
Um Gottes Ruf zu hören, müssen wir zuhören.
Aber wann darf Gott mal zu uns sprechen? Er erscheint Elia nicht im Feuer, nicht im Sturm, sondern im leisen, sanften Sausen. Doch halten wir Stille überhaupt noch aus? Studien zeigen, dass Menschen innerhalb von 60 Sekunden das Handy zücken und übers Display wischen, wenn sie irgendwo warten müssen. Es scheint, als würden wir die Zeit mit uns selbst und ohne Ablenkung nicht ertragen. Definieren wir unseren Wert nicht doch immer wieder über das, was wir tun und leisten? Fühlen wir uns nur dann wertvoll und wichtig, wenn wir aktiv sind? Fällt es deshalb vielen Medizinern schwer, in den Ruhestand zu gehen? Sind wir darum so auf der Suche nach einer speziellen Berufung, um unser „Rennen für Gott“ zu rechtfertigen? Sind wir berufen oder getrieben? Paulus war getrieben, bis Jesus ihn berief. Wie gut, wenn wir sagen können: Ich bin ein von Jesus berufener Jünger, und nicht jemand, der dazu getrieben wird, anderen etwas zu beweisen.

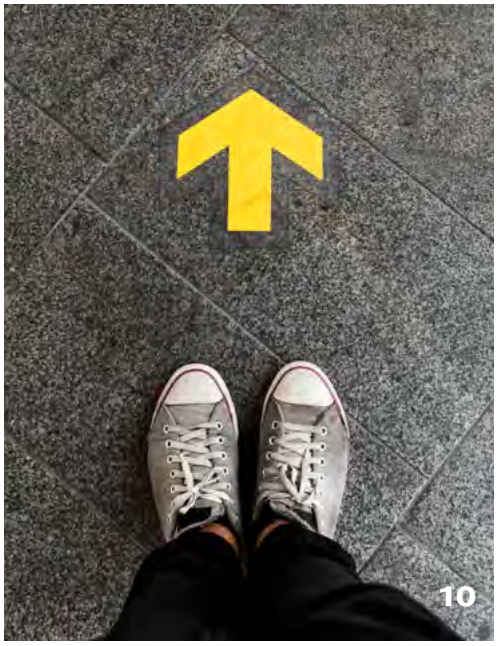
Dieses Heft ist ein sehr persönliches. Hier berichten unterschiedlichste Menschen von ihren Erfahrungen mit dem Ruf und der Berufung Gottes. Vielleicht kann dieses Journal dazu beitragen, dass wir neu bereit sind, seine Stimme zu hören. Und uns daran freuen, was Gott jedem von uns zuruft:
Du bist mein geliebtes Kind!

Viel Freude bei der Lektüre,

Debora Langenberg

Dr. med. Debora Langenberg

freepik.com © davidengy/ © rawpixel.com | iStock.com © FooTToo



INHALT

„...DA MUSS DOCH NOCH LEBEN INS LEBEN...“ 4
_Zur Frage unserer Berufung
von Hartmut Zopf

KOMM UND FOLGE MIR NACH 7
_Wenn Jesus ruft
von Deborah und Georg Schüle

WOFÜR ICH GEBOREN WURDE... 10
_Von der Sehnsucht nach Orientierung
von Lukas Sander

WENN LEBENSPLÄNE DURCHKREUZT WERDEN 15
_Vom Leben mit offenen Fragen
ein Interview mit Christiane Weiland

ALS FRAU ZWISCHEN BERUF UND BERUFUNG 16
_Unterwegs auf den Kreuzungen des Lebens
von Debora Langenberg

CHRISTLICHE MEDIZINETHIK 19
_Und ihre Relevanz im gesellschaftlichen Diskurs
von Markus Frenz | Arbeitskreis Ethik

GOTTES LEISE STIMME HÖREN 21
_Buchempfehlung
von Debora Langenberg

freepik.com © davidengy

Der Liedermacher Wolf Biermann (geb. 1936) sang im Alter von 50 Jahren:
„… und das soll alles gewesen sein? …
Da muss doch noch Leben ins Leben.“
Wolf Biermann hat zwar tolle Songs geschrieben und ein turbulentes Leben geführt.
Aber offensichtlich suchte er nach mehr – nach dem, was das Leben gewiss und stabil macht.

„… DA MUSS DOCH NOCH LEBEN INS LEBEN …“

Zur Frage unserer Berufung

von Hartmut Zopf

Die Bibel spricht davon, dass wir außergewöhnlich berufen sind. Alles beginnt dabei mit dem Rufer. Wenn niemand da ist, der ruft, dann hat die Rede von Berufung keinen Sinn. Dann ist alles nur Einbildung, Wunschdenken und Selbstreflexion.
Es scheint, dass wir heute in einer „Nach-Berufungs-Ära“ leben. Sicher, es gibt durchaus Positionen an Universitäten oder in der Regierung, in die man berufen werden kann. Auch in Gremien und Vereinen findet man berufene Mitglieder als Ergänzung zu den gewählten. Aber darüber hinaus nehmen nur die Christen dieses Wort in den Mund. Sie sprechen von Menschen, die zum „Vollzeit“-Missionar oder zum Pastor oder Evangelisten berufen wurden.
Wenn aber der Gedanke – und die Gewissheit – der Berufung verloren gehen, so geht deshalb die Sache selbst nicht einfach verloren. Sie wird nur anders gefüllt. Denn schließlich wollen wir uns doch eine Antwort auf die Frage zurechtlegen, weshalb unser Leben so oder so läuft. Wir suchen also nach Erklärungen – und nach Sinn.

Emigration ins „Ausland“

Wo sind aber die Antworten zu finden? Nicht wenige Zeitgenossen „emigrieren“ im Blick auf die Erklärung ihres Lebens in den **Schicksalsglauben**. Mein „Fatum“ ist am Werk, meinen sie. Irgendwelche Mächte und Kräfte schieben mich hier oder da hin. Andere benutzen das Schlagwort **Glück**. Glück wird dann als Erklärung der Ereignisse im Leben verwendet – meist dann, wenn die Dinge gut laufen. Dabei verneinen diese Leute einen Sinn in ihrem Dasein und verstehen es als ein Bündel von „Zufällen“.
Andere fliehen in die **Karma-Vorstellung**. Sie hoffen, dass es eine Belohnungsspirale gibt. Der Lohn für die jetzige Existenz soll in einem zukünftigen Leben bestehen. Viele Zeitgenossen in der westlichen Welt sind aber schlichtweg **Nihilisten**. Sie verneinen, dass es überhaupt etwas Sinnvolles, Gutes gibt, wohin die große Reise des Lebens und der Geschichte gehen könnte. Nicht weit von ihnen entfernt liegen die, die meinen, man müsse sich immer wieder **selbst erfinden**. Sie sehen sich wie Magier, die stets etwas Neues auf die Bühne ihres Lebens zaubern müssen.

Der Schlüssel

In völligem Gegensatz dazu steht das biblische Verständnis von Berufung. Es hat ein deutliches Vorzeichen:

Wer etwas über seine Berufung erfahren will, muss zunächst akzeptieren, dass es einen gibt, der ruft, der diese Berufung ausspricht, der das entscheidende Wort zu sagen hat. Er muss Gott akzeptieren.

Die Bibel macht deutlich, dass Berufung „von oben“ kommt. Der Schöpfer selbst ist mit seinem Wort und seinen Taten am Werk. Seine Berufung ist größer als unsere menschliche Lebensplanung. Sie ist größer, weil er mit unserem Leben einen größeren Plan hat. Sein Wirken beginnt bereits vor unserer Geburt. So sagt er zum Propheten Jeremia: „Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete und ehe du von der Mutter geboren wurdest und bestellte dich zum Propheten für die Völker.“ (Jer 1,5)
Gott will Gemeinschaft mit seinem Geschöpf. „Gemeinschaft mit Gott“ ist deshalb die Beschreibung des neuen Lebens – des „Lebens im Leben“, um mit Wolf Biermann zu sprechen. Es ist Leben, das Jesus bringt. Er ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid …“ (Mt 11,28)

Das große Ziel

Gottes Berufung folgt einem Plan. Dieser Plan ist kein Geheimdokument, das nur von Whistleblowern gelüftet werden könnte. Er ist frei zugänglich. Gott hat ihn durch das biblische Wort bekanntgemacht. Dort nennt er auch das Ziel: Er will uns zu seinen Kindern machen. Und damit sogar zu „Reichsbürgern“, zu Bürgern des Gottesreiches: „... es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben“ (Luk 12,32), sagt Jesus zu seinen Jüngern.
Der weit gereiste Apostel Paulus geht sogar noch weiter und fragt die Christen in der Stadt Korinth: „... oder wisst ihr nicht, dass die Heiligen (d. h. die Christen) die Welt richten werden?“ (1. Kor 6,2). Die Bibel spricht also von der hohen Berufung der Christen, die es zu erkennen und anzunehmen gilt. Und wie findet man da hinein? Die Antwort ist kurz und tiefgründig: Durch den Glauben an Jesus Christus.

Es fällt auf, dass wir beim Reden von Berufung oft ziemlich eng denken. Uns interessieren Fragen des Studiums, des Berufs oder der Familie. Und weil wir da nicht gleich eine Antwort finden, meinen wir auch, dass es mit Führung und Berufung recht kompliziert ist.

Nicht was, sondern wie

Gerne würden wir von Gott konkret erfahren, was für eine spezielle Aufgabe er uns zugedacht hat. Manchmal zeigt er das auch jemanden sehr klar. Doch es ist eher die Ausnahme. Wenn wir ins Neue Testament schauen, so finden wir dort die große Anweisung, die Jesus seinen Leuten gibt: „Darum geht zu allen Völkern und macht die Menschen zu meinen Jüngern...“ (Mt 28,19) Aber es steht nicht dabei, welchen Beruf sie dabei ausüben sollen. Erst später haben die vierte und fünfte Generation von Christen zwei Wege der Berufung beschrieben: den des „Geistlichen“, der im Kloster oder in der Kirche seinen Dienst versieht, und den des „Weltlichen“, der das aktive Leben „draußen“ in der Welt führt.
Aber diese Unterscheidung machen Jesus und die Apostel nicht. Sie legen das Schwergewicht auf die Frage, ob ich da, wo ich bin, meine Arbeit in Verantwortung vor Gott tue. Das Wort „Beruf“ ist Martin Luthers Spezialübersetzung für die Aufgabe, an die Gott mich gestellt hat. Es geht also nicht um das Wo, sondern vielmehr um das Wie. Paulus schreibt den jungen Christen in der Stadt Kolossä, dass sie ein Leben führen sollen, „... durch das der Herr geehrt wird und das ihm in jeder Hinsicht gefällt. Ihr werdet imstande sein, stets das zu tun, was gut und richtig ist, sodass euer Leben Früchte tragen wird, und werdet Gott immer besser kennen lernen.“ (Kol 1,10, NGÜ). Das galt damals für Sklaven und ihre Herren, für Händler, Seeleute und Soldaten, an die dieser Brief gerichtet war. Und es gilt für uns und unsere anders gearteten Berufe heute ebenso. Es geht in unserem Tun – auch gerade im beruflichen Tun – um die Verherrlichung Gottes.

Gottes Zubereitung

Dabei wird deutlich, dass Gottes Wirken immer schon Vorlauf hat. Er legt Dinge in unser Leben hinein, die wir oft nicht beachten. Dass der Apostel Paulus kein berufsunerfahrener Theoretiker war, sondern Zeltmacher gelernt hatte, dass er nicht nur Hebräisch, sondern auch Griechisch lesen und schreiben konnte, dass er nicht im Kernland Israel, sondern in der Provinz aufgewachsen war, dass er dann eine großartige Bibelausbildung bei dem Jerusalemer Professor Gamaliel erhalten hatte, waren keine Zufälle, sondern Vorbereitungen für seinen späteren Dienst. Auch dass er gesundheitlich angeschlagen war und blieb, war kein Ausrutscher Gottes. Es führte ihn dahin, sein Leben ganz auf die Gnade Gottes zu bauen. Elizabeth O‘Connor sagt es so: „Wir bitten darum, den Willen Gottes zu kennen, ohne zu ahnen, dass sein Wille in unser Leben eingeschrieben ist.“

Gaben und Aufgaben

Zu all dem, was Gott in unser Leben hineingelegt hat, gehören auch die „Talente“. Wer von Natur musikalisch ist, wem Singen und Musizieren Freude bereiten, tut sich nicht schwer, diese Gabe „auszubauen“ und in der Gemeinde einzusetzen. Gibt es obendrein noch jemanden, der sagt: „Kannst du das nicht machen?“, dann trifft die Gabe auf eine Aufgabe.

Dabei ist die Grenze zwischen den natürlichen und den geistlichen Gaben fließend. Oft „heiligt“ der Schöpfer eine natürliche Begabung und stellt uns damit an die Arbeit. Er befähigt uns zum Dienst „zum Nutzen aller“ (1. Kor 12,7).

Dem Ruf von Jesus zu folgen ist weder bequem noch durchgehend schmerzfrei. Es ist auch kein Erfolgsrezept. Es ist ein Weg des Glaubens und damit ein Weg des Gehorsams gegenüber Gott. Er ist der Gott, der „das Leben ins Leben“ bringt.

Hartmut Zopf

(Jg. 1949), Theologe, bis 2015 hauptamtlich bei der SMD; jetzt Vorsitzender des Mecklenburgischen Gemeinschaftsverbandes

freepik.com © bignai

KOMM UND FOLGE MIR NACH

Wenn Jesus ruft

von Deborah und Georg Schüle

Und alsbald drängte Jesus die Jünger, in das Boot zu steigen und vor ihm ans andere Ufer zu fahren, bis er das Volk gehen ließe. Und als er das Volk hatte gehen lassen, stieg er auf einen Berg, um für sich zu sein und zu beten. Und am Abend war er dort allein. Das Boot aber war schon weit vom Land entfernt und kam in Not durch die Wellen; denn der Wind stand ihm entgegen. Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meer.
Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meer gehen, erschraken sie und riefen: Es ist ein Gespenst!, und schrien vor Furcht. Aber sogleich redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin‘s; fürchtet euch nicht!
Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befiehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her! Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, rette mich! Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

aus Matthäus 14

Dieser Bibeltext sagt für uns sehr viel zum Thema Berufung aus: Bevor Petrus aus dem Boot stieg und auf Jesus zuging, sah er, wie Jesus auf dem Meer ging, er redete mit ihm, hörte ihm zu und erst als Jesus ihn aufforderte: „Komm!“, stieg Petrus aus dem Boot aus. Solange Petrus auf Jesus schaute, konnte er „seiner Berufung“ folgen und das tun, wozu er von Jesus aufgefordert worden war. Erst der Blick auf die bedrohlichen, äußeren Umstände und seine Angst machten Jesu Eingreifen nötig, damit Petrus „das Ziel“ – Jesus – erreichen konnte.

Wie wir diese einzelnen Schritte bisher in unserem Leben erfahren durften, wollen wir im kommenden Bericht beschreiben.

AUSSCHAU HALTEN, wo Jesus an der Arbeit ist

Wir durften während unserer Jugend- und Studienzeit beide im In- und Ausland Erfahrungen in der Missionsarbeit sammeln. Das Interesse, dort mitzumachen, wo Jesus an der Arbeit ist, war bei uns beiden vorhanden.
Für Georg war es nie ein ausgesprochenes Ziel, im Ausland zu arbeiten. Ihm war es v. a. wichtig, seinen Glauben im Berufsalltag leben und mit anderen Menschen teilen zu können. Dies war auch ein Grund für ihn, nach zwei Jahren Biochemie- zum Medizinstudium zu wechseln.
Von Deborah war es ein Jugendtraum, als Frauenärztin in einem Land zu arbeiten, in dem Frauen gesellschaftlich benachteiligt und aus kulturellen Gründen medizinisch unterversorgt sind. Das Interesse an Mission wurde bei ihr in der Kindheit durch verschiedene Biografien geweckt (z. B. Elisabeth Seiler, Dr. Paul White, Ruth Pfau ...). Auch Berichte und Erfahrungen von Missionaren – teils aus der eigenen Verwandtschaft – führten zu dem Wunsch, später selbst als Missionarin in die weite Welt zu ziehen.
Verschiedene eigene Auslandserfahrungen und Einblicke in Missionsarbeit vor Ort halfen Deborah, einen realistischeren Blick auch auf die herausfordernden Seiten des Lebens als Missionarin zu bekommen. In Pakistan war das Krankenhaus z. B. die einzige Klinik, die kurz zuvor im Tal zwischen zwei Himalayagebirgszügen zwei große Naturkatastrophen überstanden hatte. Es gab einen pakistanischen Arzt, und nicht weit von dem Haus war eine Taliban-Übungseinheit stationiert. Dort wurde ihr klar, dass sie als Single-Missionarin v. a. mit der Einsamkeit nicht klarkommen würde. Gott gab ihr aber in einer sternenklaren Nacht auf einem Flachdach im Krankenhausgelände die Zusage, dass er ihr einen Mann zur Seite stellen wird. Sie konnte sich damals zwar nicht vorstellen, wie das aussehen sollte, – aber Gott führt, und manchmal eben Schritt für Schritt... Drei Jahre später heirateten wir.

REDEN mit Jesus – und seinen Jüngern

In dem ersten Missionskrankenhaus, das Georg in Indien kennenlernte, wurde er als Medizinstudent wie in eine große Familie aufgenommen. Dies beeindruckte ihn so sehr, dass es bei ihm den Wunsch weckte, noch mehr zusammen mit Christen aus anderen Nationen an Gottes Reich zu bauen. Es war für Georg ein großes Vorrecht, Einblicke in das Leben und Arbeiten mehrerer christlicher Ärzte im Ausland zu bekommen. Die Begeisterung über die Arbeit eines chirurgischen Missionsarztes in Tenwek, Kenia, führte sogar dazu, dass Georg seine zwei ersten Arbeitsjahre in der Chirurgie verbrachte. Während seines chirurgischen PJ-Tertials 2007 in Tenwek durfte Georg zwei prägende Einsätze mit dem dortigen Augenarzt mitmachen. Der Kontakt mit diesem Kollegen blieb über das nächste Jahrzehnt in Deutschland bestehen, was uns letztendlich zurück nach Tenwek führte.
Wir heirateten nach Georgs Studienabschluss, Deborah war damals im 8. Semester ihres Medizinstudiums. Bis ins kleinste Detail hatten wir unsere Zukunft nicht geplant. Wir konnten uns beide vorstellen, später „in die Mission“ zu gehen, waren uns aber auch einig, dass zumindest Georg davor seinen Facharzt haben sollte. Kinder wollten wir auch haben – irgendwann während Deborahs Facharztausbildung zur Gynäkologin – aber das schien für uns damals alles in weiter Ferne ...
Und dann kam sowieso alles anders: Gott schenkte uns unser „geplantes Kind“ zu einem ungeplanten Zeitpunkt – während Deborahs Praktischen Jahres. Dies brachte Herausforderungen, aber auch neue Chancen für unsere nun kleine Familie mit sich. Da es uns wichtig war, dass Deborah ihr Studium zügig beenden konnte, nahm Georg ein Jahr Elternzeit. Beschenkt durch unseren ersten Sohn und in der nun neuen Rolle als Vater, ergriff Georg die Möglichkeit, nach der Elternzeit in die Augenheilkunde zu wechseln, was sein erstes großes Interesse in der Medizin gewesen war.

HÖREN – AUSSTEIGEN – LOSGEHEN

„Fürchte dich nicht – ich bin´s. Komm!“ Immer wieder hinzuhören, wo Jesus uns haben möchte, und ihm zu folgen, empfinden wir nicht als leicht. Einige Male stiegen wir „aus dem Boot aus“ und wagten Schritte im Vertrauen darauf, dass Gott uns führt. So manches Mal waren wir vom „starken Wind“ und Dingen, die anders liefen als geplant, abgelenkt. Wie gut, dass er nicht müde wird, uns seine helfende Hand entgegenzustrecken und neue Wege aufzuzeigen. Wir erlebten, wie Jesus Türen verschloss und andere auftat. Manche seiner Führungen verstanden wir nicht – oder erst im Nachhinein.

Da Deborah nach ihrem PJ eine Anstellung in der Gynäkologie in Karlsruhe zugesagt bekommen hatte, bewarb sich Georg auch dort und bekam eine Stelle in der Augenheilkunde. Wir zogen nach Karlsruhe um, aber wegen eines Chefarztwechsels wurde es mit Deborahs Anstellung leider doch nichts. Da Deborah eine Stelle in Teilzeit suchte, bekam sie zu diesem Zeitpunkt in der Karlsruher Region keinen Arbeitsplatz in der Gynäkologie. In der Inneren Medizin eröffnete sich für sie die Option, eine Anstellung mit 80% anzutreten. Hochmotiviert begann Deborah, „endlich" zu arbeiten.
Wir waren Gott sehr dankbar, dass unser Sohn währenddessen bei einer Tagesmutter in einer christlichen Familie sein konnte. Allerdings benötigten wir fast täglich zehn bis elf Stunden Fremdbetreuung, weshalb unser Familienleben – v. a. unser Sohn – unter unser beider Berufstätigkeit litt. Daher kündigte Deborah ihre Stelle nach einem Jahr wieder. Das war für sie eine Art Kapitulation – zumindest aus berufstechnischer Sicht – aber Gott versorgte uns mit einem „Zeichen/Trost vom Himmel": An Deborahs letztem Arbeitstag stellten wir fest, dass wir wieder ein Baby erwarteten! Diese Aussicht half Deborah, ihre Facharztausbildungsbestrebungen vorerst hintenan stellen zu können.
Dafür konkretisierten sich in der kommenden Zeit unsere Missionspläne. Wir hatten unsere Vorstellungen, merkten aber auch, dass es den „ideal" erscheinenden Einsatzort so nicht gab. Damit genügend Zeit vorhanden war, um Einsatzstellen-Optionen für einen Augenarzt zu finden, bewarben wir uns frühzeitig – drei Jahre vor dem geplanten Einsatzbeginn – bei Christliche Fachkräfte International CFI (nun Coworkers). Viele Optionen für einen Einsatz blieben allerdings aus ...
Als Georg bei dem Augenarzt-Kollegen in Tenwek (Kenia) nachfragte, ob er eine Hilfe im Augenteam dort wäre, stieß er offene Türen ein: Das Augenteam in Tenwek war kurz davor, in ein riesiges, neues Gebäude mit mehr Möglichkeiten umzuziehen, und unsere Anfrage kam zum richtigen Zeitpunkt. Georg würde auch ergänzende Fähigkeiten im Bereich des vorderen Augenabschnittes mitbringen, worüber sich der amerikanische Kollege sehr freute. In Bezug auf Georgs Facharztausbildung wurde uns somit erst im Nachhinein klar, dass der unfreiwillig „gewählte" Schwerpunkt vorderer Augenabschnitt/ Hornhaut eine ideale Ergänzung und Vorbereitung für Tenwek darstellte.
Trotz dieser möglichen Einsatzstelle waren wir offen für andere Orte. Aufgrund ihrer Eindrücke bei einem Besuch in Tenwek während Georgs PJ-Tertials hatte Deborah initial Bedenken, ob sich unsere Familie in dem Umfeld von Tenwek gut entwickeln könne. Nachdem sich keine andere Einsatzstelle für uns abzeichnete, reisten wir mit unserem CFI-Projektmanager nach Tenwek, um mehr über das Arbeiten und v. a. das Zusammenleben der Familien dort zu erfahren. Verschiedene Gespräche und die Klarheit, dass Georgs Fähigkeiten dort gut gebraucht würden, halfen Deborah, offen für Tenwek als Einsatzort zu werden. Sie bekam im Gebet Frieden darüber, dass dies „unser Ort" werden wird.

Die Allmacht Gottes ERKENNEN und ihr VERTRAUEN – immer wieder aufs Neue

Jesus sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und sie stiegen in das Boot und der Wind legte sich. Die aber im Boot waren, fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrhaftig Gottes Sohn! (Mt 14,33)

Mit drei Kindern sind wir inzwischen seit vier Jahren in Tenwek und immer wieder erleben und erkennen wir (manchmal auch rückblickend), dass Gott allmächtig ist und weitersieht, als wir uns vorstellen können. Unsere Bedenken, Sorgen und Zweifel sind meist unnötig, denn er versorgt uns.
Da wir inzwischen durch Lernhelfer Unterstützung beim Schulunterricht erhalten, konnte Deborah in den letzten zwei Jahren in Tenwek im Berufsleben wieder Fuß fassen. Damit hatte sie nicht gerechnet, freute sich aber umso mehr, wie Gott beruflich für sie nun wieder Türen öffnete.

Es gibt in unserem Leben – dort wie hier – Höhen und Tiefen. Bei allen kulturellen Herausforderungen überwiegt die Freude, in dieser Kultur hier arbeiten zu dürfen und in manchen Bereichen auch von unseren kenianischen Freunden zu lernen. Wir finden es wichtig, immer wieder unsere Motive zu prüfen, warum wir hier arbeiten: Ist unser Fokus noch auf Gott gerichtet? Dient unsere Arbeit seiner Verherrlichung, oder sind wir in Gefahr, uns selbst zu verwirklichen bzw. nur unsere eigenen Ziele voranzutreiben? Verlieren wir unsere Kinder und ihre Bedürfnisse auch nicht aus dem Blick?

Aktuell freuen wir uns auf zwei weitere Jahre in Tenwek. Danach, denken wir, ist es wegen der Kinder an der Zeit, über eine Rückkehr nach Deutschland nachzudenken. Auch dies bedarf wieder des Vertrauens auf den Herrn, dass er es „wohlmachen" und uns an den „richtigen" Ort führen wird. „Bis hierher hat uns der Herr geholfen... (1. Sam. 7,12)", können wir sagen, und wir wollen darauf vertrauen, dass er dies auch in Zukunft tut.

Dr. med. Georg und
Dr. med. Deborah Schüle

leben als Missionsärzte mit ihren
drei Kindern (11, 7, 6) seit 2017 in Kenia

freepik.com © rawpixel.com

Meine Berufung bekam ich mit 16 Jahren bei einem Schulpraktikum, das ich im Kinderkrankenhaus absolvierte. Ich durfte im OP zuschauen und sah, wie die Ärzte Kinder vor tödlichen Erkrankungen bewahrten oder ihnen ihre verlorene Gesundheit wiederschenkten. Bei einer Operation fühlte es sich an, als würde Gott direkt zu mir sprechen, und ich wusste: Meine Berufung ist es, Arzt zu werden. Dazu hat Gott mich in die Welt gesandt!

So war es nicht. Diese Geschichte ist erfunden. Nur das Praktikum in der Kinderklinik habe ich tatsächlich gemacht. Aber manchmal wünsche ich mir, dass es genauso gewesen wäre. Eine glasklare Berufung aus dem geöffneten Himmel. Gottes Plan für mein Leben. Die Komplexität, Überforderung und Orientierungslosigkeit auf der Suche nach dem richtigen Beruf übernatürlich umschifft. Kennst du das? Diese Sehnsucht nach einer klaren Berufung? Einfach mal wissen, was Gott eigentlich von mir will. Und bitte mindestens in Zimmerlautstärke, auf Deutsch und in zwei Sätzen.

WOFÜR ICH GEBOREN WURDE ...

Von der Sehnsucht nach Orientierung

von Lukas Sander

Berufung. Was soll das eigentlich? Früher konnte man doch auch sagen: Ich werde Arzt, weil mein Vater auch Arzt ist. Heute wird man schief angeguckt und muss sich rechtfertigen, weil man ja irgendwie sein eigenes Ding finden und seine individuelle Berufung entdecken müsse. Und bei der Berufswahl hört es ja nicht auf. Es geht weiter! Partner finden oder doch Single bleiben? Welcher Wohnort? Welcher Arbeitsplatz? Welche Gemeinde? Welche Freunde? Welches Engagement? Welche Berufung?

Die Welt ist komplex und plural geworden. Je mehr Möglichkeiten es gibt, desto mehr Entscheidungen müssen getroffen werden, und durch die fortschreitende Individualisierung müssen wir diese Entscheidungen mehr und mehr selbst treffen und verantworten. Das schafft Freiheit, aber auch Orientierungslosigkeit. Wie schön wäre es, wenn Gott uns da ab und zu mal eine situativ angepasste und individuell zugeschnittene Antwort geben könnte. Ich glaube, dass wir die Frage nach Berufung oft stellen, weil wir uns wünschen, dass Gott uns von der Verantwortung für unsere Entscheidungen entbindet. Dann bräuchten wir keine Angst zu haben, dass es vielleicht falsch ist, wofür wir uns entscheiden. Wir haben Sicherheit, göttliche Rückendeckung und brauchen uns weder zu rechtfertigen, noch unsere Entscheidungen anzuzweifeln. Aber ist das Berufung?

Ich habe schon einige Predigten über Berufung gehört und das eine oder andere Buch dazu gelesen. Nach frommer Manier wird natürlich die Bibel aufgeschlagen und nach Berufungsgeschichten gesucht: Abraham, Mose, Josua, Samuel, David, Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Jona und wie sie alle heißen.

Wenn ich mal Bilanz ziehe, muss ich sagen: gar keinen Bock darauf. Diese Berufungen sind in der Regel extrem unangenehm, die anstehenden Aufgaben zermürbend, die Berufenen inkompetent und am Schluss bleiben die Protagonisten oft erfolglos, zumindest nach unseren menschlichen Erfolgsmaßstäben! Und die berufenen Protagonisten haben auch nicht gerade über ihre Berufung gejauchzt – ganz im Gegenteil! Sie haben sie überhaupt nicht kommen sehen.

Fakt ist: So eine Berufung findet man nicht. Die Berufung findet einen. Ich glaube, dass Gott Menschen heute noch genauso beruft. Bisher habe ich solche Berufungsgeschichten häufig von Missionarinnen und Missionaren oder Diakonissen gehört. Auf jeden Fall waren das Menschen, die sehr unangenehme und überraschende Lebensentscheidungen getroffen haben, die sie ohne Gottes festes Schubsen nicht getroffen hätten. Die meisten von ihnen wissen ganz genau, wann und wo sie von Gottes Berufung überfahren wurden.

Ich bin also der Meinung, dass man es nur schwer überhört, wenn Gott Sonderbares von einem will. Zur Not weckt er einen dreimal aus dem Schlaf auf wie bei Samuel. Gottes Rufen kennt keine Snooze-Funktion. Oder Gott bringt dich in einem Fisch zum Zielort deiner Berufung. Egal, ich glaube, du wirst es merken.

Aber was ist mit den normalen Leuten? Du und ich. Brauchen wir alle eine individuelle Berufung, damit unser Leben gelingt? Ja, die brauchen wir. Beziehungsweise, die haben wir. Berufung kommt ja bekanntlich von Rufen. In der Bibel ruft Gott ständig. Er fängt sogar früh an, im fünften Vers (1. Mo 1,5). „Gott rief das Licht Tag, und die Dunkelheit rief er Nacht.“ Rufen bedeutet in der Bibel Kontakt aufzunehmen, Bestimmung und Zugehörigkeit zu erfahren. Der Mann ruft die Frau „Männin“, weil sie ist wie er und weil sie einander gehören. Diese Bedeutung vom Rufen wird auch in meinem Konfirmationsvers aus dem Jesajabuch (Jes 43,1) deutlich: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du gehörst zu mir.“ Ein für mich ultimativer Ruf Gottes.

Das Rufen Gottes nach dem Menschen zieht sich wie ein roter Faden durch die Bibel. Nachdem der Mensch entschied, sein eigenes Ding zu machen und damit sein Misstrauen Gott gegenüber bekundete, ruft Gott: „Mensch, wo bist du?“ Dieser Ruf hallt nach bis zum Ende der Bibel. Es ist der Ruf des Hirten, der das Schaf ruft; der des Bräutigams, der die Hochzeitsgäste ruft; der des Vaters, der den Sohn ruft; der des Weingärtners, der die Arbeiter ruft. Berufung bedeutet, zu wissen, zu wem ich gehöre und wer mit mir geht. Leben mit Berufung bedeutet, den Start- und Zielpunkt einer heiklen Expedition zu kennen, aber anstelle einer Wegbeschreibung weiß man nur, wer einen begleitet. Den Weg muss man

selbst entdecken. Am Ende ist es nicht so wichtig, ob man Route A, B oder C gegangen ist; ob man Ärztin oder Friseur ist, ob man einen Partner hat oder nicht, in welche Gemeinde man geht und wo man arbeitet. Es ändert nichts an der Berufung und es verfehlt sie nicht. Manche mögen *zur* Ärztin berufen sein, aber viele sind *als* Ärztin berufen.

Eine göttliche Berufung zu leben bedeutet, auszudrücken, dass man zu Gott gehört – bei der Arbeit, in der Familie, in der Nachbarschaft, beim Einkaufen usw. Ich will dir Mut machen, deine Berufung zu ergreifen! Mach dir Start und Ziel bewusst, Gott hat dich gerufen und geht mit! Träume mutig! Probiere etwas aus! Lass dich überraschen! Verlauf dich! Finde zurück! Fall hin! Steh wieder auf! Nimm Feedback an! Lebe aufmerksam und bewusst!

Was hilft aber wirklich und ganz praktisch beim Treffen von Entscheidungen auf dem Lebensweg? Warum studiere ich Medizin? Retrospektiv halte ich das zu Anfang erwähnte Schulpraktikum in der Kinderklinik für entscheidend. Ich hatte keine göttliche Offenbarung im OP. Ich fand es, salopp gesagt, einfach nur geil: diese etwas spacige und weltfremde OP-Atmosphäre, gepaart mit der Nähe zu den Team-Kollegen und den Patienten auf der Station oder in der Ambulanz, Menschen heilen, den Körper verstehen. Ich habe einfach etwas ausprobiert, und es war gut. Andere Sachen habe ich auch ausprobiert und sie wieder gelassen.
Aber mindestens genauso wichtig wie das Ausprobieren waren Vorbilder, die mir vermittelt haben, dass ihr Beruf erfüllend und sinnvoll ist. Das war zum Beispiel meine Mama. Die ist Ärztin. Nicht, dass mein Papa nicht von seinem Beruf begeistert wäre, aber er ist Ex-Ingenieur und passionierter Grundschullehrer, und das ist beides nicht mein Ding. Bei meiner Mama hatte ich immer das Gefühl, dass sie den besten Job der Welt hat, egal wie anstrengend er mal ist. Leidenschaft steckt an. Ich würde jedem sofort empfehlen, sich Vorbilder und Kollegen zu suchen, die für ihren Beruf brennen und mit ihrer Leidenschaft das eigene Feuer am Brennen zu halten, wenn es mal anstrengend wird.
Aber warum studiere ich dann noch Theologie? Ein Studium reicht doch. Manchmal kommt man auf seinem Lebensweg auf Strecken, für die man nicht gut ausgerüstet ist. Plötzlich erfordert der Weg andere Werkzeuge und Ausrüstung. Diese Erfahrung habe ich gemacht, als ich ein Jahr den studiEC in Heidelberg leitete und im Vorstand meiner Gemeinde mitarbeitete. Theologie, Gemeinde und Leadership faszinierten mich, und ich hatte ein Vorbild, das mich mit Leidenschaft befeuerte und glaubte, Potential in mir zu sehen – meinen Pastor.
Auf einem Gemeindekongress in Berlin stolperte ich etwas planlos über Gerhard. Gerhard ist einer der Studienleiter der Akademie für Leiterschaft und ein absolutes Unikat. Wir führten ein sehr inspirierendes Gespräch, dessen genauen Inhalt ich vergessen habe, und er nötigte mich zur Mitnahme eines Flyers. Dieser Flyer reifte einige Monate im Buchenholz meiner Schreibtischschublade, bis ich einsah, dass es richtig war, dem Ganzen eine Chance zu geben. Ich schaute mir mal eine Unterrichtsstunde an, und die riss mich mit. Dass ich mal im aufwendigsten Studiengang auf Masterniveau enden würde, ahnte ich nicht. Ich endschied mich zunächst, ein Trainingsprogramm über ein Jahr in Theologie und Persönlichkeitsentwicklung zu machen, um mich für meine Aufgaben im studiEC und in meiner Gemeinde zuzurüsten und fortzubilden. Gegen alle Bedenken um die Kollisionen mit dem Medizinstudium traute ich mich, kurz vor dem Physikum den Einstieg an der Akademie für Leiterschaft zu wagen.
Das Trainingsjahr hatte mich geködert und ging viel zu schnell vorbei. Ich wollte tiefer einsteigen in Theologie und Leadership und wechselte ins Master-Programm. Im Medizinstudium lernte ich, komplexes Wissen zur Kenntnis zu nehmen und zu speichern. Was ich dort nicht lernte, war, Fragen zu stellen, selbstständig zu denken, Spannungen auszuhalten oder Gut und Böse, dem Sinn des Lebens und anderen großen Fragen auf den Grund zu gehen. Genau das lerne ich jetzt im Theologiestudium.
Ich werde oft gefragt, wie ich diese beiden Fachgebiete, Medizin und Theologie, später verbinden möchte, und ehrlich gesagt, weiß ich es nicht. Ich behaupte aber, dass ich sowohl ein besserer Arzt als auch ein besserer Pastor sein werde, weil ich das jeweils andere Fach studiert habe. Zurzeit genieße ich über die Stelle in der ACM eine einzigartige Schnittstelle, und deshalb bin ich mir im Moment sicher, dass ich mich beruflich der Medizin widmen werde.
Warum? Ich glaube immer mehr, dass ich dafür gemacht bin. Es sind solche „Flow"-Momente, in denen ich das Gefühl habe, dass ich hier richtig bin und dafür geboren wurde. Manchmal habe ich das beim Sport, manchmal beim Theologie studieren, aber am häufigsten erlebe ich das im Krankenhaus. Ich zitiere dafür im gerne den Läufer und Olympia-Sieger Eric Lidell, der sagte: „I believe God made me for a purpose, but he also made me fast. And when I run I feel His pleasure."*
Ich würde sagen: Gott hat mich berufen, aber er hat mir auch das Zeug zum Arzt gegeben. Und wenn ich Menschen heile, sie operiere und behandle, freut er sich total über mich. Ohne mein Medizinstudium könnte ich das nie machen, ohne mein Theologiestudium hätte ich das so nie geschrieben.

Manchmal lernt man auf Umwegen etwas für spätere Wegstrecken. Die Route entsteht im Gehen. Ich kenne die Wegstrecken nicht, die noch kommen. Aber ich kenne Start und Ziel der Reise, und ich weiß, mit wem ich gehe – das ist meine Berufung.

Lukas Sander

Verheiratet, Fast-Arzt, Theologiestudent
an der Akademie für Leiterschaft;
Referent für Studierende bei der ACM

*dt: Ich glaube, dass Gott mich zu einem Zweck erschaffen hat, aber er hat mich auch schnell gemacht. Und wenn ich renne, fühle ich Seine Freude.

iStock.com ©FooTToo

WENN LEBENSPLÄNE DURCHKREUZT WERDEN

Vom Leben mit offenen Fragen

Ein Interview mit Christiane Weiland
von Debora Langenberg

Hallo Christiane, du wolltest schon seit früher Kindheit Missionsärztin werden. Kannst du dich noch daran erinnern, was der Auslöser für diesen Berufswunsch war?

Ich erinnere mich an die christliche Kinderstunde, die ich regelmäßig besucht habe, wo jede Woche nicht nur biblische Geschichten, sondern auch Biografien erzählt wurden. Damals hat mich die Geschichte einer jungen Missionarin berührt, die bei den Tempelkindern in Indien gearbeitet hat. Diese Frau hatte als Kind darum gebeten, dass sie anstatt ihrer braunen doch lieber blaue Augen bekommt. Später, als sie in der Mission war, fiel sie mit ihren dunklen Augen und Haaren gar nicht als Ausländerin auf und konnte sich ungezwungen bewegen. Damals stand ich traurig vor dem Spiegel und sah, dass ich grüne Augen hatte. Ich bedauerte, dass es für mich wohl schwierig wäre, in die Mission zu gehen, denn ich hatte tatsächlich schon im Grundschulalter den Wunsch, Missionarin zu werden.

Ich fand es spannend, mit Missionaren zu sprechen, die von unserer Gemeinde unterstützt wurden und gerade auf Heimaturlaub und bei uns zum Mittagessen eingeladen waren.

Der Wunsch, Missionarin zu werden, war also früher da als der Wunsch, Ärztin zu werden. Das kam dann später mit den Überlegungen, womit man eigentlich gut in der Mission helfen kann.

Wie hast du dann dieses Ziel verfolgt?

Ich bin schon als Teenager gerne auf Missionsfreizeiten gefahren, habe oft die Pfingstjugendkonferenz in Wiedenest besucht. Im Studium war ich mit Wiedenest sechs Monate in Tansania und habe mich dem Arbeitskreis Weltmission der SMD (jetzt SMD-Weltweit) angeschlossen, war auf deren Tagungen. Später nahm ich Kontakt zum Deutschen Missionsärzteteam auf und habe dort die Vorbereitungszeit für den Missionsdienst mitgemacht. Zusätzlich habe ich auch die Weiterbildung Tropenmedizin absolviert.

Welche Schwierigkeiten gab es auf dem Weg, Missionsärztin zu werden, und wo hast du offene Türen erlebt?

Ich wollte einen Mann, der mit mir in die Mission geht, denn ich wusste, dass das mein Weg ist, und ich wollte nicht aus Gründen der Partnerwahl davon abweichen. Meine Berufung habe ich stets darüber gestellt, und zwei Freundschaften sind daran auch nach kürzerer Zeit gescheitert. Und dann lernte ich Andreas kennen und lieben. Er war vom Typ her perfekt: outdoor-erprobt, praktisch veranlagt. Dummerweise war er Blechblasinstrumentenbaumeister, und als solcher wird man eher selten auf dem Missionsfeld gesucht. Und er wollte nicht nur der Ehemann der Missionsärztin sein, sondern selbst aktiv werden und arbeiten. Zunächst wurde uns gesagt, dass man als Instrumentenbauer schlecht vermittelbar sei, doch nach drei Monaten kam eine Anfrage von der Missionsgesellschaft DIGUNA (Die Gute Nachricht für Afrika). Diese suchte tatsächlich einen Blechbläser für die Trompetenwerkstatt im Kongo. Als klar war, dass wir zusammen in die Mission gehen könnten, verlobten wir uns und dann ging Andreas zur Vorbereitungszeit bei DIGUNA nach Haiger während ich noch meine Facharztweiterbildung vervollständigte. Doch mitten in dieser Vorbereitungszeit brach der Bürgerkrieg im Kongo aus, und die Missionsstation musste komplett aufgegeben werden. Da war eine Neuorientierung nötig.

Wie und wohin ging es dann weiter? Wie war die Arbeit dort, fühltest du dich am richtigen Platz? Hattest du das Gefühl, jetzt geht mein Lebenstraum in Erfüllung?

Am Ende der Vorbereitungszeit in Haiger wurde Andreas nach Hause geschickt, weil es im Kongo keine Perspektive mehr für uns gab. Wir haben also erstmal geheiratet, und dann erfuhren wir, dass die Trompetenwerkstatt vom Kongo nach Uganda umgelagert wird. Dort entstand eine neue Missionsstation an der Grenze zum Kongo in Arua, im nördlichen Teil Ugandas. Wir wurden dafür angefragt. Weil die Landessprache in Uganda Englisch ist, Andreas in der DDR jedoch kein Englisch gelernt hatte, bekam er, da er nun arbeitslos war (er hatte ja seinen Job gekündigt mit der Perspektive in die Mission zu gehen), eine Förderung, um auf eine christliche Sprachschule in England zu gehen. Vier Monate verbrachte er in Bournemouth und lernte intensiv Englisch.

Er war gerade abgereist, als ich feststellte, dass unser erstes Kind unterwegs war, und wir beschlossen, dass wir mit der Ausreise bis nach der Geburt des Kindes warten wollten. So sind wir dann nochmal zu einer gemeinsamen Vorbereitungszeit zu DIGUNA gegangen, wo unser erster Sohn, Gerrit, dann im November geboren wurde. Im Januar 1999 sind wir ausgereist. Zunächst ging es nach Kenia, damit wir einen Sprachkurs in Kisuaheli absolvierten, dann erst weiter nach Arua in Uganda. Dort hat Andreas in einem Container eine Werkstatt zum Instrumentenbau eingerichtet, der locker 40-50° C in der Sonne erreicht hat. Er hat dort zwei Jahre lang einen jungen Mann ausgebildet, der ihm zum Freund wurde.

Ich arbeitete in einem großen Krankenhaus der Church of Uganda als Kinderärztin, denn Kinder bildeten ein Großteil der Patienten. Eingesetzt war ich sowohl in der Erstversorgung der Neugeborenen als auch auf der normalen Kinderstation.

Wir haben uns dort sehr wohl gefühlt, es ging uns gut bei der Arbeit und privat als kleine Familie. Wir hatten zunächst einen Zweijahresvertrag, konnten uns allerdings gut vorstellen, zu verlängern und bis zur Einschulung unseres ersten Kindes zu bleiben. Inzwischen wurde in Uganda auch unser zweiter Sohn, Gunnar, geboren.

Warum seid ihr dann früher als geplant nach Deutschland gekommen?

Nachdem Schwangerschaft und Geburt von Gunnar normal verlaufen waren, stellte ich dann in den nächsten Monaten fest, dass seine motorische Entwicklung nicht voranschritt und er hypoton war. Wir entschieden, den Heimataufenthalt vorzuziehen, um das medizinisch abzuklären zu lassen.

Wie ist es dir damals ergangen, als dann irgendwann klar war, dass es wahrscheinlich gar nicht mehr zurück nach Afrika geht?

Zunächst wurde gesucht, welche tropenmedizinische Ursache die ausgeprägte Hypotonie haben könne, ob ich unbemerkt eine Schwangerschaftsinfektion durchgemacht hatte. Ich war Vorwürfen ausgesetzt: Wie könne man nur so unverantwortlich sein und sein Kind in Afrika bekommen? Das war eine schwierige Zeit, in der ich mich selbst hinterfragte, ob ich richtig gehandelt habe.

Die Diagnose seiner (erblich bedingten) Erkrankung, Spinale Muskelatrophie (SMA), wurde bei Gunnar erst mit fast drei Jahren gestellt. Das war dann auch eine Entlastung zu wissen, dass es nichts zu tun hatte mit

unserem Aufenthalt in Uganda. In Deutschland geboren wäre er genauso behindert gewesen. Eine schlimme Diagnose, aber immerhin eine, die mich von den Schuldgefühlen befreite.

Und wie ging es dir mit Gott? Hast du ihm vielleicht auch Vorwürfe gemacht? Kam dir der Gedanke: Gott, ich gebe hier alles für dich auf, wollte dir vollzeitlich dienen, um anderen Menschen zu helfen, und jetzt kommt das?

Wir hatten einen Kulturschock beim Zurückkommen. Weil es für uns eine Lebensperspektive war, sind wir dort in Afrika auch wirklich schnell eingetaucht in das so ganz andere Leben. Wir haben uns dort sehr wohl gefühlt, das hat gepasst. Als wir zurückkamen, war es eine totale Reizüberflutung, allein die Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten. Und dann ging es von Arzt zu Arzt, von Therapeut zu Therapeut, da kam ich gar nicht groß zum Nachdenken. Sehr schwierig war auch, dass es ein Aufbruch ohne Abschied war. Wir dachten, wir gehen nach Deutschland, um das Ganze abzuklären und kommen dann wieder. Aber um alles zu packen und die Wohnung aufzulösen, ist Andreas dann später allein hingeflogen, so dass ich selbst gar nicht richtig Abschied nehmen konnte. Das hat mir sehr gefehlt, um diese Lebensphase für mich richtig abschließen zu können.
Interessant ist, dass wir von sehr vielen anderen Missionarsfamilien gehört haben, dass auch sie aus unterschiedlichen Gründen, Gesundheit der alten Eltern oder der Kinder, früher abgebrochen haben. So kommt es kaum noch vor, dass jemand wirklich für 30 Jahre oder bis zum Lebensende in der Mission bleibt. So hatte ich nie den Eindruck, dass wir mit dieser Geschichte allein auf weiter Flur sind.

Hattest du niemals Zweifel daran, dass Gott wirklich zu dir gesprochen hat, dass du in die Mission gehen sollst?

Nein, nie. Und ich würde auch diese Zeit nie missen wollen. Auch wenn es nur zwei Jahre gewesen sind, es war eine ganz prägende Lebensphase. Dieses Eintauchen in eine ganz andere Kultur und die Schwierigkeiten, die es dort zu bewältigen galt, davon profitiert man auch hier noch in ganz unterschiedlichen Situationen im Alltag. Man kann vieles besser nachvollziehen z. B. im Umgang mit Flüchtlingsfamilien oder Patienten mit Migrationshintergrund.

Wie gehst du damit um, dass Gott deine Pläne durchkreuzt hat?

Mit hilft das Bild von Corrie ten Boom, die mal sagte, dass unser Leben uns oft so scheint, wie der Blick auf die Rückseite eines gestickten Wandteppichs mit all den scheinbar ungeordnet verlaufenden Fäden.

Erst aus Gottes Perspektive betrachtet, wenn wir den Teppich umdrehen, können wir sehen, wie alles wunderbar zueinander passt und ein Bild, einen Sinn ergibt. Natürlich habe ich als Kinderärztin einiges gesehen, aber dass ich persönlich ein behindertes Kind bekommen könnte, das entsprach nicht meinem Konzept vom Leben als junger Mensch. Aber das Leben läuft eben oft total anders als gedacht. Ich glaube nicht mehr, dass es so eine Linie gibt, die Gott vorgibt, und dass man aufpassen muss, dass man nicht davon abweicht. Ich denke, es gibt für uns Entscheidungsmöglichkeiten – und Gott geht diese Wege mit. Es geht darum zu sehen, was Gott mit uns vorhat, an Aufträgen und Berufungen für uns – wo wir auch immer sind.

Danke für das Gespräch!

Dr. med. Christiane Weiland

Fachärztin für Kinder-und Jugendmedizin, verheiratet, drei Kinder (23,21,16 J.)

freepik.com © sewcream

Während der Corona-Krise ist mir noch einmal bewusstgeworden, wie leistungsorientiert ich bin. Sehr gerne schreibe ich mir täglich To-Do-Listen und freue mich über jeden Punkt, den ich abhaken kann. Gemeinde ist für mich vor allem dann attraktiv ist, wenn ich mich aktiv einbringen kann. Mir wurde klar, dass es nun für mich dran ist, nicht mehr Zeit FÜR Gott, sondern MIT ihm zu verbringen. Und ich merkte, dass mir das deutlich schwerer fällt. Und dass die unausgesprochene Frage an mir nagt: Hat Gott mich nicht doch ein bisschen lieber, freut er sich nicht noch mehr an mir, wenn ich etwas für ihn tue? Was bin ich denn wert, wenn ich nichts mehr leiste?

von Debora Langenberg

ALS FRAU ZWISCHEN BERUF UND BERUFUNG

Unterwegs auf den Kreuzungen des Lebens

freepik.com © user271979

Theoretisch ist es mir schon länger klar: Es geht gar nicht darum, für Gott etwas Bestimmtes zu tun, sondern einfach nur darum, sein geliebtes Kind zu sein, in dieser Gewissheit zu ruhen und ganz nah bei ihm zu bleiben.
Früher war ich mir allerdings sicher, dass Gott für mich den **einen** Weg hat, den ich gehen muss; dass eine Berufung auf mich wartet, von der ich noch nichts weiß, die ich aber nicht verfehlen darf. Und wenn man eine große Schwester hat, die schon im Grundschulalter weiß, dass sie mal Missionarin werden wird (siehe Artikel von Christiane Weiland), man jedoch selbst nach dem Abitur keine Ahnung hat, was man studieren will dann stellt sich die Frage: Was will denn Gott von mir? Was ist meine Berufung?
Auf die Idee, Medizin zu studieren, bin ich damals nicht gekommen. Schließlich dachte ich: Zum Arzt muss man berufen sein!

Wie gerne hätte ich Gottes Reden vernommen, sowohl bei der Berufswahl als auch später bei der Partnerwahl. Erst später habe ich verstanden, dass es nicht die Regel, sondern eher die Ausnahme ist, wenn man Gottes Stimme so deutlich hört. Und mir wurde auch klar, dass ich vor allem dann nach Gottes Weisung frage, wenn ich selbst unsicher bin. So entziehe ich mich meiner eigenen Verantwortung, wenn ich bei den großen Fragen des Lebens darauf warte, dass Gott mir klipp und klar – am besten durch eine hörbare Stimme – den Weg weist. Damals dachte ich: Gott kennt doch die Zukunft und weiß, in welchem Beruf, mit welchem Partner ich am glücklichsten werden kann.

Dabei kommt es nicht darauf an, welchen Weg ich gehe, sondern ob ich ihn mit Gott gemeinsam gehe. Es kommt nicht darauf an, dass Gott mir den „richtigen" Partner zeigt, sondern darauf, dass ich zu einem guten Partner werde, dass ich bereit bin, an meinem Charakter, an meinen Schwächen zu arbeiten, mich weiterzuentwickeln, dass ich immer mehr zu dem Menschen werde, den Gott sich gedacht hat, dass sich die Frucht des Geistes (Gal 5,22) in meinem Leben und in meinen Beziehungen zeigt. Clemens Bittlinger schrieb in einem Lied: „Schritte wagen im Vertraun auf einen guten Weg, Schritte wagen im Vertraun, dass letztlich er mich trägt, Schritte wagen, weil im Aufbruch ich erst sehen kann: für mein Leben gibt es einen Plan."
Das hat mich dazu ermutigt, Entscheidungen zu treffen, ohne zu wissen, ob das 100%ig richtig ist.
So studierte ich zunächst einmal Biologie und Sport für das Lehramt für Gymnasien, und das Sportstudium war für mich der absolute Traum! Aber mir kamen doch Zweifel, ob der Lehrerberuf der richtige für mich ist, und in mir wuchs der Wunsch, auch noch Medizin zu studieren.

Letztlich habe ich das Lehramtsstudium mit dem ersten Staatsexamen abgeschlossen und parallel dazu mit dem Medizinstudium begonnen, was mir sehr viel Freude bereitete. Motiviert startete ich dann ins PJ und später ins AiP. Dort war ich viele Monate in der Kardiologie und Onkologie. Gefühlt in jedem Nachtdienst starb einer „meiner" Patienten. Ich kam damit nicht gut klar und fragte mich, ob ich nicht doch lieber mit gesunden, jungen Schülern arbeiten wolle als mit todgeweihten Patienten. So bewarb ich mich als Referendarin, nachdem ich das AiP abgeschlossen hatte.
Nach den vielen bedrückenden Erlebnissen in der Klinik habe ich es genossen, mit quicklebendigen Schülern meinen Arbeitsalltag zu verbringen. Und dann erlebten wir eine Kinderüberraschung! (Tja, der Mensch denkt und Gott lenkt!)
Der Gedanke, schwanger und dann mit Säugling das Referendariat zu beenden und Prüfungen für das zweite Staatsexamen abzulegen, machte mir Angst. So entschied ich mich, den Facharzt für Allgemeinmedizin zu machen (der damals nur drei Jahre dauerte), und konnte noch vor der Geburt unseres ersten Kindes die sechs Monate Chirurgie bei einem niedergelassenen Kollegen absolvieren.
Nachdem ich das erste Jahr nach der Geburt ganz zu Hause geblieben war, habe ich eine Stelle als Weiterbildungsassistentin in einer Allgemeinarztpraxis bekommen. Mir war es lieber, 14 Monate voll zu arbeiten, als fast zweieinhalb Jahre mit halber Stelle tätig zu sein. In dieser Zeit blieb mein Mann Ulrich ganz zuhause und kümmerte sich um unserer Tochter. Die beiden hatten dann bald ein sehr enges Verhältnis, und ich war einfach abgeschrieben. Ich ging morgens aus dem Haus, wenn die Kleine noch, und kam abends heim, wenn sie schon schlief. Am Wochenende konnte es sein, dass sie mir deutlich zu verstehen gab, dass ich überflüssig sei. Das war oft hart für mich, und damals schwor ich mir: „Das nächste Kind gehört MIR!" Da wollte ich ganz zuhause bleiben und nicht eher wieder arbeiten gehen, bis es im Kindergarten wäre.
Und das, obwohl wir uns vorher vorgenommen hatten, uns die Arbeit außerhalb und innerhalb des Hauses und die Versorgung der Kinder ganz gerecht zu teilen! Bei meinen Eltern hatte ich die klassische Rollenaufteilung erlebt.

Obwohl ich es als Kind sehr genossen habe, dass meine Mutter immer da war, wenn ich von der Schule kam, habe ich mich als Jugendliche sehr darüber aufgeregt, dass mein Vater weder Nudeln noch Eier kochen konnte und meine Mutter noch nie im Leben Geld überwiesen oder mit Karte bezahlt hatte. Als junges Ehepaar war uns klar: Das würde bei uns mal anders sein, wir leben Gleichberechtigung. Und nun hatten 14 Monate Elternzeit meines Mannes mein bisheriges Weltbild ins Wanken gebracht.

Zum Glück hatte Ulrich nichts dagegen, in Zukunft mir überwiegend die Betreuung der Kinder und den Haushalt zu überlassen, und das Erstaunliche war: Ich hatte wirklich Freude daran! Ich konnte mich ganz auf meine Aufgaben konzentrieren und fühlte mich nicht weiter hin- und hergerissen zwischen Wickeln und Weiterbildung, Stillen und Stationsarbeit... Ich genoss die Freiheiten, die ich hatte: War ich immer schon gerne schwimmen gegangen, so ging ich nun mit meinen Kindern jeden Montag ins Spaßbad. Ich war immer schon gerne Fahrrad gefahren, nun hatte ich einen Anhänger für die beiden und nahm sie mit.

Was mich allerdings nervte, war, dass ich schon vor dem ersten Geburtstag des zweiten Kindes häufig gefragt wurde: „Und wann gehst du denn wieder arbeiten? Du willst doch sicher nicht den Anschluss verpassen! Gerade als Ärztin! So einen Beruf ergreift man doch nicht, wenn man nur Kinder großziehen möchte.“ Bei unserer Großen hingegen hatte ich damals das Gefühl, von manchen als „Rabenmutter“ bezeichnet zu werden, weil ich voll arbeiten ging! So merkte ich, dass man es nie allen Leuten recht machen kann. Allerdings muss man das auch nicht! Jeder und jede muss für sich selbst entscheiden, was für die Familie das Beste ist. Und für einen persönlich.

Und es hängt auch sehr von der Persönlichkeit des Kindes ab. Unsere Große war schon immer offen für Neues und gerne unterwegs, während der Kleine stetig und am liebsten zu Hause war. Vieles, was wir unkompliziert mit dem ersten Kind machen konnten, ging mit dem zweiten nicht mehr. Es ist gut, wenn man auf die individuellen Bedürfnisse des Kindes Rücksicht nehmen kann und nicht schon vor der Geburt entscheiden muss, wann man aus der Elternzeit zurückkehrt!
Was mir in der Zeit mit den Kindern unendlich wertvoll wurde: Ich habe immer mehr begriffen, wie groß und bedingungslos Gottes Liebe ist. Es ist doch erstaunlich, wieviel Liebe man einem kleinen Wesen gegenüber empfinden kann, das nichts kann und nichts leistet, das einem Arbeit und Mühe macht. Noch viel größer muss Gottes Liebe mir gegenüber sein! Auch wenn ich nichts (für ihn) tue und leiste.
Als der Kleine zweieinhalb Jahre alt war, wurde mir angeboten, in einer Praxis nur zwei Vormittage zu arbeiten. Nils wurde einen Vormittag von Oma und Opa und den anderen von seiner Patentante betreut. Als er älter war, sollte ich jeden Tag arbeiten und möglichst auch einen Nachmittag. Sonst müssten meine Chefs sich jemand anderes suchen, der zeitlich flexibler wäre, sagten sie.
Ich überlegte und kam zu dem Schluss, dass ich mich weiter in Gemeinde und Schule einbringen und nicht die permanent gestresste Mutter sein wollte, und teilte meinen Chefs das mit. Ich rechnete mit der Kündigung, doch dann sagten sie mir, dass sie mich doch behalten wollten. Ich war sehr froh, dass ich mich nicht unter Druck hatte setzen lassen und meinem Wunsch, genug Zeit, aber eben auch Kraft, Ruhe und Nerven für die Kinder und mein Ehrenamt zu haben, treugeblieben war.
Inzwischen sind unsere Kinder (fast) erwachsen (17 und 21 Jahre), und ich bin froh und dankbar für jede Minute, die ich mit ihnen verbracht habe. Es ist für mich ein Geschenk, dass wir jeden Tag drei gemeinsame Mahlzeiten am Tisch hatten, dass wir täglich die Bibel gelesen und darüber ausführlich gesprochen haben, dass wir miteinander gesungen und gebetet haben.
Als ich, im Hinblick auf eine Familienfreizeit, die ich vorbereitete, zum Thema „Geistliches Leben in der Familie“ meine Kinder fragte, was Eltern tun könnten, damit auch ihre Kinder Christen werden, antwortete unsere damals 13-Jährige: „Man muss den Kindern einfach den Wunsch ins Herz legen, mit Jesus zu leben!“ Ob das so einfach ist, das weiß ich nicht. Aber ich habe im Laufe der Zeit gemerkt, dass das am besten gelingt, wenn ich selbst in Gottes Liebe ruhe und nicht ständig überfordert, erschöpft und gestresst bin.

Ich sehe genau das als meine persönliche Berufung: Selbst eng mit Jesus zu leben und meinen Kindern weiterzugeben, dass es das Größte ist, Gott zu kennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen, an dem Platz, wo ich gerade bin – ob als Lehrerin, als Ärztin oder als Mutter.

Dr. med. Debora Langenberg
Fachärztin für Allgemeinmedizin, Langenfeld, und ACM-Referentin

freepik.com © wavebreakmedia_micro

von Markus Frenz | Arbeitskreis Ethik

CHRISTLICHE MEDIZINETHIK

Und ihre Relevanz im gesellschaftlichen Diskurs

Spätestens im Medizinstudium begegnet jedem künftigen Arzt das Fach „Ethik“. Vereinfacht ausgedrückt geht es dabei oftmals um die Bewertung von Situationen und vor allem von ärztlichem Handeln als „richtig oder falsch“ beziehungsweise „gut oder schlecht“.

Manchmal wird auf die philosophischen Grundannahmen oder Konzepte, oftmals auf die Pluralität der Gesellschaft und die Entscheidungs- und Gewissensfreiheit des Individuums eingegangen.

Oft landet man dann bei den vier biomedizinischen Prinzipien von Beauchamp und Childress: Benefizienz (die Intervention hat einen positiven Effekt), Non-Malefizienz (sie schadet nicht), Autonomie (der Empfänger kann informiert und selbstbestimmt eine Entscheidung treffen) und Gerechtigkeit (andere Menschen werden dadurch nicht benachteiligt).

Doch bei Ethik geht es um weit mehr als nur um die Bewertung von Situationen oder das Erarbeiten von Handlungsempfehlungen. Gelebte Ethik liegt mitten im Alltag. Und damit in einem großen Wirrwarr (oder wie die Anthropologen es vornehm nennen: einer „Assemblage") aus gesellschaftlichen, philosophischen, politischen, moralischen, theologischen und medizinischen Fragen. Als Mediziner haben wir als Spezialisten sowohl für die Handlungen selbst als auch für die medizinische Theorie hinter den Handlungen eine besondere Rolle inne.

In der Regel sind wir es, die sich über Diagnosen, Prognosen, Indikationen und Therapien Gedanken machen und diese dann auch ausführen oder begleiten. Damit können wir zu einem Teil der Lösung werden, oder aber auch zum Kern des Problems.

Als Christen haben wir eine einzigartige zusätzliche Perspektive, die vom Glauben an Gott den Schöpfer, Jesus den Erlöser und den Heiligen Geist, den Tröster geprägt ist. Und das verändert, wie wir auf ethische Fragestellungen schauen:
Gott offenbart sich als „Ich bin, der ich bin" (2. Mo 3,14). Als Gegenüber. Als Konstante. Jesus sagt von sich selbst „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6). Und der Heilige Geist ist der, der uns in die Wahrheit führt (Joh 16,13). Damit haben wir als Christen einen Lösungsvorschlag für die bei ethischen Themen so oft brennende ontologische („Gibt es eine Wahrheit?") und schlussendlich auch epistemologische Frage: „Wie finden wir die Wahrheit heraus?" Wir haben einen überzeugenden Vorschlag, warum es sich lohnt, davon auszugehen, dass es Wahrheit gibt und dass sich aus dieser Wahrheit stabile Prinzipien ableiten lassen. Erst recht in einer Zeit, in der wir an der Unzuverlässigkeit der eigenen Wahrnehmung als absolutem Maßstab immer mehr verzweifeln, in der die Polarisierung und das Unverständnis füreinander immer mehr zunehmen und in der die (teilweise auch berechtigte) Kritik an evidenzbasierter Medizin immer lauter wird. Gleichzeitig wird von Beginn der Bibel an deutlich, wie beschränkt unser Verständnis dieser Wahrheit ist. Und wie noch viel beschränkter unsere Umsetzung von erkannter Wahrheit ist.

Dr. med. Markus Frenz
Internist/Gastroenterologe, Bremen,
Koordinator des Arbeitskreises Ethik der ACM

Wir Menschen sind begrenzte Wesen. Wir verstehen uns selbst, unsere Umwelt und manchmal auch Gottes Reden falsch. Und selbst das, was wir erkennen, setzen wir oft nur stümperhaft um. Aber als Christen dürfen wir zu unseren Fehlern stehen, die Begrenztheit unseres Wissens zugeben und in Demut in den ethischen Diskurs treten. Denn wir haben einen Erlöser. Wir dürfen aus der Gnade und mit dem Wissen um Vergebung leben und dürfen vertrauen, dass wir nicht für unsere eigene Gerechtigkeit kämpfen oder gar die Illusion eines gerechten Lebens aufrechthalten müssen.

Und trotz unserer Begrenztheit gibt uns Gott einen Auftrag: Liebe deinen Nächsten (3. Mo 19,18)! Durch ihn können wir ehrlich lieben: Nicht herablassend aus Mitleid, nicht überheblich, um Ruhm zu erlangen und nicht bedürftig, um uns gebraucht zu fühlen. Wir dürfen lieben, weil er uns zuerst geliebt hat. Und das öffnet die Tür zu echter Liebe, die das Gegenüber als Geschenk und Wunder Gottes sehen kann. Diese Liebe darf verschwenderisch sein. Sie darf fehlbar sein, weil wir uns nicht beweisen müssen. Und diese Liebe muss nicht aus eigener Kraft gewinnen, weil wir wissen, dass es eine größere Gerechtigkeit als die irdisch sichtbare gibt.

Die Corona-Pandemie hat einmal mehr vor Augen geführt, wie begrenzt unser Wissen und Können ist und wie wenig wir trotz aller Wissenschaft wirklich wissen oder gar lösen können. Dies gilt auch für viele andere ethische und gesellschaftspolitische Fragestellungen.

Foucault und andere Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts haben gezeigt, wie Fragen nach Gesundheit, Identität und unseren Körpern extremen Einfluss auf unsere Gesellschaft haben und sehr leicht für Machtzwecke missbraucht werden können. Umso wichtiger ist daher eine christliche Stimme im pluralistischen, gesellschaftlichen Diskurs, die in Demut und mit Liebe die Wahrheit sucht und auf sie hinweist. Als ACM hoffen wir, dass wir genau dazu beitragen können.

Link zu den Stellungnahmen der ACM:
▶ *acm.smd.org/ethische-arbeit*

Literatur:

Childress, J. F., Beauchamp, T. L. (2019). Principles of Biomedical Ethics. United Kingdom: Oxford University Press.

Collier, S. J. (2008). Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Germany: Wiley.

Foucault, M. (2008). The Birth of Biopolitics: Lectures at the Collège de France, 1978-1979. United Kingdom: Palgrave Macmillan UK.

Buchempfehlung

Wenn es um das Thema Berufung geht, steht eigentlich immer die Frage im Raum, woher ich denn weiß, was Gott von mir möchte. Kann mir Gott das ganz deutlich zeigen? Wie kann ich ein offenes Ohr für Gottes Reden haben, und wie kann ich lernen, Gottes Stimme auch im Alltag wahrzunehmen? Ist es wirklich so einfach, wie es Jesus in Joh 10, 27 sagt: Meine Schafe hören meine Stimme?

von Debora Langenberg

Als ich mir diese Fragen mal wieder aus gegebenen Anlass stellte, entdeckte ich auf dem Schreibtisch einer Freundin das Buch „Gottes leise Stimme hören“ von Bill Hybels. Da ich von diesem Autor schon recht viele Bücher begeistert gelesen hatte, kaufte ich mir bald darauf dieses Buch mit dem Untertitel: „Wie Gott zu uns spricht – und was passiert, wenn wir ihm folgen“. Was ich dann in den nächsten 330 Seiten las, hat mich beeindruckt, bestätigt und neu herausgefordert.

Hybels erzählt zunächst einiges aus seinem Leben, wie er teils deutlich teils nur als leises Flüstern Gottes Stimme hörte und wie schwierig es teilweise war, das zu tun, was Gott von ihm wollte. Außerdem führt er anhand der Bibel aus, wie unterschiedlich Gott zu den Menschen gesprochen hat. Im Weiteren beantwortet der Autor die wichtige Frage, die sich wahrscheinlich jeder von uns einmal gestellt hat: „Woher weiß ich, wann Gott redet?“ Bilde ich mir das vielleicht nur ein? Er nennt fünf Kriterien, die hilfreich sind, wenn man versucht, Gottes Reden richtig zu interpretieren. Ich verrate hier nicht alle, nur das letzte Kriterium: Was halten erfahrene Christen davon? Wenn man dies beachtet, kann man sicher sein, dass man nicht auf jeden Unfug hereinfällt, den jemand anderes vielleicht als Gottes Reden verkaufen möchte.
Außerdem lässt Bill Hybels viele seiner Gemeindemitglieder zu Worte kommen. Er hat eine Mail an alle Mitglieder geschickt, mit der Bitte ein Erlebnis zu beschreiben, bei dem sie das Flüstern Gottes vernommen haben und wie sie darauf reagiert haben. Von diesen kurzen, ganz unterschiedlichen Geschichten war ich z. T. sehr berührt, Geschichten, in denen Gott Menschen zum Dienen, zum Geben oder zu geistlichen Schritten auffordert, in denen Gott ermahnt oder ermutigt, tröstet und heilt.

Da Gott durch die Bibel schon eine ganze Menge zu uns gesagt hat, weist der Autor darauf hin, wie wichtig es ist, sich in Gottes Wort auszukennen. Er ermutigt seine Leser, möglichst viel und immer wieder auswendig zu lernen. Wenn man das Wort Gottes im Kopf hat, prägt es unser Denken und Handeln, und so kann es uns in einem entscheidenden Moment helfen, nach Gottes Maßstäben zu leben.
Ich habe mir nach der Lektüre dieses gut zu lesenden Buches einmal mehr vorgenommen, regelmäßig Bibelverse (auch mit den Kindern) auswendig zu lernen und immer wieder darauf zu achten, dass ich höre, was Gott – manchmal auch nur durch ein leises Flüstern – mir sagen möchte.

TERMINE

10.–12. DEZ 2021

GrenzenLOS

25. Studententagung der ACM für Human- und Zahnmediziner

Bad Homburg

18.–20. MÄRZ 2022

Auf Leidpfaden als Arzt, als Christ, als Mensch – ein Leitfaden

76. Fachtagung für Ärzte und Medizinstudierende

Rehe/Westerwald

18.–20. MÄRZ 2022

Von allen guten Geistern verlassen – Welche Rolle spielt Besessenheit heute?

Fachtagung Mediziner Ost

Bad Kösen

20.–22. MAI 2022

20. Berufseinsteigertagung

[Thema: noch offen]

Marburg

acm_studenten
GRENZEN LOS
25. Studententagung
für Human- und Zahnmediziner
Bad Homburg
FREITAG 10.12. BIS
SONNTAG 12.12.2021
acm
arbeitsgemeinschaft
christlicher mediziner
Eine Fachgruppe der akademiker.smd

acm arbeitsgemeinschaft christlicher mediziner

Eine Fachgruppe der akademiker_smd

ACM
Vorstandsvorsitzender:
PD Dr. Adrian Pilatz *(V. i. S. d. P.)*

ACM-Sekretariat
Aubachstr. 5 | D-35647 Waldsolms
Fon +49. 60 85. 98 76 56
Mail info@acm-deutschland.de

www.acm-deutschland.de

Spendenkonto:
SMD e. V. | Ev. Bank Kassel
IBAN: DE75 5206 0410 0000 8004 57
BIC: GENODEF1EK1
Verwendungszweck: ACM

IMPRESSUM

Das **acm**+ journal wird herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft christlicher Mediziner, einer Fachgruppe der Akademiker-SMD.

Redaktion:
Dr. Debora Langenberg, Michael Fritz, Dr. Andreas Rost, Dr. Nadine Sprodowski

Gestaltung:
Claudia Holmer | *www.holmer-design.de*

Auflage:
1.000

Bildnachweis:
freepik.com © fabrikasimf (Titelbild)
Alle weiteren, wenn nicht anders angegeben, privat/ACM-Archiv.